

Rainulf A. Stelzmann

Mit Menschen- und mit Engelszungen

Gott und Welt in den Werken Christa Wolfs und Mary Gordons

In den letzten Jahren hat die sich anfangs radikal von der „patriarchalischen“ Welt ihrer Unterdrücker und Ausnützer absetzende Frauenbewegung in den Vereinigten Staaten, die auch katholische Autorinnen beeinflusste¹, ihre Ziele und Ansprüche wesentlich gemildert. Der Protest gegen die Atomaufrüstung und die damit verbundene Vernachlässigung sozialer Programme machte die Zusammenarbeit mit gleichgesinnten Männern notwendig und hat dadurch wohl zu einem ausgeglicheneren Menschenbild beigetragen. Diese Neubesinnung mag auch das in den letzten Jahren erwachte Interesse an den Werken der ostdeutschen Dichterin Christa Wolf erklären, die von der Frauenemanzipation eine tiefere Erkenntnis der besonderen Aufgaben *beider* Geschlechter erhofft².

Auf katholischer Seite reflektiert Mary Gordons jüngster Roman „Men and Angels“ diese Strömung³. Wenn man dieses Buch mit den Werken Christa Wolfs vergleicht, ergeben sich überraschende Parallelen und Gegensätze in den Versuchen der beiden Frauen, die Welt vom rein menschlichen oder aber vom religiösen Standpunkt zu bewältigen.

Die Situation der Frau

In „Final Payments“ (1978), Gordons erstem Roman, befreit sich die Heldin Isabel nach dem Tod ihres Vaters von allen ihr einengend erscheinenden Familienbindungen und sittlichen Geboten und hofft trotz ernüchternder Erlebnisse auch am Ende noch auf ein unabhängiges Leben im Kreis ihrer Freundinnen. Doch schon in „The Company of Women“ (1980) führen ähnliche schmerzliche Erfahrungen die Heldin zur Ehe mit einem „ungeistigen“, aber zuverlässigen Mann.

In „Men and Angels“ weiß die Heldin zwar um die Nachteile und die gefährdete Situation der Ehe in unserer Zeit, doch erscheint sie ihr nicht mehr als eine die persönliche Entfaltung der Frau gefährdende Institution. Anne ist glücklich in ihrer Ehe mit Michael. Beide sind Akademiker mit Stellungen an einer älteren Universität im Staat Massachusetts. Ihre Ehe wird erst auf die Probe gestellt, als Michael für neun Monate eine Gastprofessur in Frankreich annimmt, während

Anne zu Hause bleibt, um einen Katalog über die neuentdeckten Werke der amerikanischen Malerin Caroline Watson zusammenzustellen. Um für diese Arbeit frei zu sein, nimmt sie nach kurzem Zögern die zwanzigjährige Laura als Kindermädchen in ihr Haus auf. Überraschenderweise entwickelt sich die schmerzhafteste Prüfung nicht aus der Trennung der Gatten, sondern aus der Anstellung dieser Fremden.

Gordon läßt Anne und Michael das „häusliche Leben“ gleichsam „wiedererfinden“ (21). Es schützt, so glaubt Anne, die Privatsphäre der Frau und fördert so ihr Eigenleben (25). Obwohl die Ehe offenbar für den heutigen Menschen keine „historische oder gesellschaftliche und sicherlich keine religiöse Bedeutung“ hat (156), erwarten selbst die ausschweifendsten Typen des Buchs Treue von den Partnern einer „guten Ehe“ (193). Trotzdem zweifelt Anne manchmal an diesen Werten. Ist die Ehe vielleicht doch nur „ein kleiner Taubenschlag für schwache Herzen, furchtsame Geister“ (89), den schöpferische Frauen wie Caroline und deren Schwiegertochter Jane, die Anne bei ihrer kunstwissenschaftlichen Arbeit hilft, nicht brauchen? Warum malt Caroline dann aber immer wieder die schönsten Szenen des Familienlebens?

Anne findet Zeit und Muße, sich ganz in die Kunst und das Leben der vor fünfundvierzig Jahren gestorbenen Malerin zu vertiefen. Sie liebt diese Berufsarbeit, da sie ihr Leben erweitert und bereichert. Trotzdem bleibt die Liebe zu ihren beiden Kindern die sie „beherrschende Leidenschaft“ (200). Der daraus entstehende Konflikt löst sich erst am Ende in einer unerwarteten Einsicht Annes, auf die wir später eingehen werden.

Ehe, Beruf und Kinder spielen auch im Frauenbild der Romane Christa Wolfs⁴ eine wichtige, wenn auch unterschiedliche Rolle. Eigenartigerweise scheint sich, verglichen mit den Romanen Gordons, in der Einschätzung der Ehe eine umgekehrte Entwicklung abzuheben, wenn man die Geschehnisse ihrer Heldinnen von Roman zu Roman verfolgt. Für Rita im „Geteilten Himmel“ ist die endgültige eheliche Verbindung mit ihrem Geliebten Manfred so wichtig, daß sie ihm in den Westen folgt und ihn erst dann verläßt, als sie einsehen muß, daß Manfreds Leben „nichts mehr gilt“, da er „nichts mehr liebt und nichts mehr haßt“ (259), sondern durch seine Flucht alle Hoffnung aufgegeben hat, eine bessere Welt im Sinn des Kommunismus zu schaffen. Diese Trennung zerreißt aber auch Ritas Himmel, „dieses Gewölbe von Hoffnung und Sehnsucht, von Liebe und Trauer“ (271).

Christa im „Nachdenken über Christa T.“ heiratet Justus und führt mit ihm eine glückliche Ehe, die auch eine Krise übersteht. Sie liebt und sorgt sich um ihre drei Kinder (169f., 179, 184f.), und ihre hegende Häuslichkeit gipfelt in dem lang geplanten Bau eines schönen Landhauses am See (183, 189ff., 203). Beruflich jedoch bleibt ihr Leben unerfüllt. Sie möchte als Dichterin ihre Welt erfassen und den „langen nicht enden wollenden Weg zu sich selbst“ gehen. Ihr früher Tod erstickt diese Hoffnung, und wir können nie mehr durch „eine Nachricht ... aus

dem innersten Innern, jener tiefsten Schicht“ dieser begabten Frau bereichert werden (222).

Nelly, die uns im „Kindheitsmuster“ ihre Erlebnisse während der Hitlerzeit und der ersten Nachkriegsjahre erzählt, ist noch zu jung und unreif, um ans Heiraten zu denken. Doch bieten die Beobachtungen in den Zeiträffungen auf die siebziger Jahre, die die Erzählerin, ihren Bruder Lutz und ihre halbwüchsige Tochter Lenka auf der Reise in die jetzt zu Polen gehörende Heimat Nellys zeigen, ein enttäuschendes Bild vom Berufsleben vieler Frauen, das wohl für Osten und Westen gilt. Als alle Frauen ihres Dorfes von einer russischen Militärärztin auf Geschlechtskrankheiten untersucht wurden, bemerkte schon Nelly mit Empörung, daß „Frauen ausbaden mußten, was Männer angerichtet hatten“ (427). Dasselbe scheint von der Frauenarbeit in der von Männern entworfenen Welt der Technik und Industrie zu gelten. Lenka fragt sich im Jahr 1974, ob die meisten Menschen überhaupt eine Arbeit finden können, „an der sie Spaß haben“ (318). Die Frauen, die mit ihr in der gesundheitsschädlichen Atmosphäre eines Betriebs arbeiten, bestehen nicht einmal mehr darauf, daß die Ventilatoren repariert werden, sondern nehmen lieber eine Zulage mit nach Hause (319). Somit ist die Ausnutzung der Frau, die Karl Marx so sehr bemängelt, immer noch nicht überwunden und die meisten sind weit von der im „Kapital“ jedem Individuum verheißenen „vollen und freien Entwicklung“ entfernt.

Ob die in „Kein Ort. Nirgends“ erdichtete Begegnung der Romantikerin Caroline von Günderode mit Heinrich von Kleist unter glücklicheren sozialen Umständen zu einer dauernden Verbindung geführt haben könnte, bleibt zweifelhaft und scheint auch nicht das Anliegen der Autorin zu sein. Doch vereint beide Dichter ihre hoffnungslose Stellung in einer Welt, die ihre Aussage, „der Mensch sei bestimmt, sich zu vervollkommen“, ablehnt und verschweigt (150).

Kassandra schließlich im Roman gleichen Titels kämpft gegen ähnliche Widerstände. Christa Wolf und die von ihr beeinflussten Amerikanerinnen sehen sie als die erste Frau, die einen in der patriarchalischen Welt nur auf Männer beschränkten Beruf ausübt. Ihre „Kollegen“ sind „Seher, Priester, Politiker“. Wie Kleist und die Günderode sieht sie die wahren Zusammenhänge der Welt deutlicher als die meisten Männer, die in grausamen Kriegen für Phantome und politische Lügen sich selbst und die Welt zerstören. Was Simone Weil feststellt, erfährt auch Christa Wolfs Kassandra: Kriege werden nur um ihrer selbst willen geführt. So hat die wirkliche Helena in Wolfs Buch Troja nie erreicht (68f.). Täuschungen und Propagandalügen verlängern den sinnlosen Krieg. Die Seherin mahnt und warnt ihre Mitbürger vergebens. Keiner will ihrem Rat folgen, niemand will auf sie hören. Christa Wolf betont so die besondere Rolle der Frau als Bewahrerin der guten Sitten und Hüterin des Lebens. Kassandras Geschick jedoch ist tragisch, da die Welt sie nicht ernst nehmen will. Auch in diesem Roman erfahren wir nicht, ob die Ehe eine wesentliche Möglichkeit der Frau ist. Doch scheint der ganze Bericht

vom Untergang Trojas in einer „inneren Rede“ an Äneas gerichtet zu sein (101f.), mit dem die Heldin, wären ihr die Götter günstiger gewesen, vielleicht in einer besseren Welt ein erfülltes Leben hätte führen können.

Aspekte der Liebe

Es fällt auf, daß die in den früheren Romanen der amerikanischen Frauenbewegung, selbst auf katholischer Seite, durch eingehende Beschreibungen so sehr betonte emanzipierte Geschlechtsliebe in den Werken Christa Wolfs keinen Platz hat. Auch Gordons jüngster Roman verzichtet auf diese Art Liebe. Sie hat, so scheint es, die Frauen unserer Zeit weder befreit noch ihr Los verbessert.

Eine andere Form der Liebe jedoch könnte unsere Welt umgestalten. Sowohl Gordon als auch Wolf untersuchen in ihren Werken die Möglichkeiten und Grenzen der Nächstenliebe. Wolfs „Nachdenken über Christa T.“ wurde in der DDR zunächst fast völlig unterdrückt und erst 1973 und 1974 „größeren Kreisen der Bevölkerung zugänglich gemacht“⁵. Das „Ärgernis“, das dieser Roman erregte, beruht wohl nicht nur auf seinem Pessimismus und dem „für DDR-Verhältnisse häretischen Versuch, sich über sich selbst zu verständigen“⁶, sondern auch auf seiner positiven Auseinandersetzung mit dem „materiell“ nicht faßbaren Begriff der Liebe. Die Heldin Christa verkündet: „Was fehlt der Welt zu ihrer Vollkommenheit? Zunächst und für eine ganze Weile dies: die vollkommene Liebe“ (77). Sie erfährt zwar unter großen Schmerzen auf ihrem Todeslager, daß die Liebe ein sehr „zusammengesetztes“ und als solches ein gefährdetes „Gefühl“ ist, doch versucht sie weiter, ohne „große Rücksicht auf sich selbst zu nehmen“, ihrem Mann und ihren Kindern das Leben leichter zu machen (163). Sie hält die Liebe für eines der „wichtigen Dinge“, und selbst als „die Zweifel“ kommen und trotz der möglichen Verdächtigung, als „bürgerlich“ zu gelten (86), kann sie „nicht aufhören, etwas davon zu halten“ (40). Ihre Liebe zu den armen Kindern, die sie unterrichtet, zu ihren eigenen Kindern, ihrem Gatten, ihren Freunden und allen, denen sie begegnet, macht sie selbst so liebenswert, daß wir ihren unzeitigen Tod als unerträglich grausam und sinnlos empfinden.

Ein Grund für Wolfs Ablehnung des Christentums läßt sich vielleicht in diesem Zusammenhang finden. Die Autorin ist enttäuscht, daß die Religion, die die Liebe zum Hauptgebot erklärt, das für das Zusammenleben der Menschen und Völker so wesentliche Gebot „Du sollst nicht töten“ theoretisch zwar betont, aber in seiner praktischen Anwendung immer wieder abwandelt und zurücknimmt (Kassandra, 178). Es bleibt aber auch in Christa T.s Welt fragwürdig, ob sich die Liebe durchsetzen kann, und das Thema der Liebe klingt in den weiteren Romanen kaum wieder an, weil vielleicht ihre anderen Heldinnen wie Christa resigniert einsehen, daß es ein „Mißverständnis [ist], daß wir zum Glück gemacht sein sollen“ (78).

Umgekehrt ist das von der amerikanischen Verfassung bestätigte „Streben nach Glück“ eine selbstverständliche Voraussetzung für Anne in „Men and Angels“. Wie Christa T. ist sie sehr liebenswürdig, da sie allen Menschen mit Freundlichkeit begegnet und die Liebe für den Ursprung alles Guten in der Welt zu halten scheint. Obwohl sie so wenig wie Christa T. „ein religiöses Leben“ hat, verbindet sie die „vage“ Vorstellung eines Gottes mit dem Begriff der Liebe (151) und zweifelt nicht daran, daß wir zu einem glücklichen Leben bestimmt sind. Doch wird im Verlauf der Handlung dieser Glaube auf eine harte Probe gestellt.

Das Kindermädchen Laura andererseits sieht die Welt als ein Jammertal voller Sünden und Verderbnis. Sie fühlt sich als Prophetin und Heilerin berufen, die Menschheit und vor allem Anne, die sie für unglücklich und gefährdet hält (150), von der ewigen Verdammnis zu „retten“. Sie selbst, von ihren Eltern lieblos behandelt und verstoßen, hielt das Leben für unerträglich, bis sie vor vier Jahren ein religiöses Erlebnis hatte, in dem der Heilige Geist ihr „den Weg des Herrn“ offenbarte. Doch erfahren wir schon bald aus ihrer Vorliebe für die harten Bibelworte vom zornigen und strafenden Gott (7), mit denen sie alle, die ihr als Feinde ihrer Botschaft erscheinen, bedenkt, daß ihre Religion weit von der Liebe entfernt ist. Als sie nach mehreren enttäuschenden Erlebnissen in religiösen Gemeinschaften in Annes Haus kommt, gibt sie sich die größte Mühe, „klug wie die Schlangen“ (74) ihre frommen Absichten bis zum rechten Augenblick zu verbergen. Dieser Zeitpunkt scheint gekommen, als sie keinen Zweifel mehr daran hat, daß Anne sie wie eine Schwester liebt (75, 147f.).

Doch diese schönen Hoffnungen sind nichts als Illusionen. Denn was Laura für Liebe hält, ist in Wirklichkeit Annes Bemühung, ihre instinktive Abneigung vor dem Mädchen zu verbergen (70f.). Laura macht auf ihre Umwelt den Eindruck einer arroganten, ungebildeten Person (104), die sich wie ein „Voyeur“ oder „Spion“ in den Intimbereich ihrer Mitmenschen einzuschleichen versucht (145, 158). Um sie seelisch nicht zu verletzen, muß sich Anne immer wieder zwingen, freundlich zu ihr zu sein. Wie Margaret in „Final Payments“ ist Laura einer jener unglücklichen Menschen, die keiner lieben kann, weil sie selbst niemanden lieben können (228). Nur dadurch, daß sie sich selbst „daran erinnert, Mitleid zu fühlen...“, ein Gefühl, das sie bisher verachtet hatte, weil sie es für sich selbst nicht wünschte“, gelingt es Anne, „ihren Ärger zurückzudrängen“ (102). So kauft sie dem armen Mädchen teure Geschenke und feiert sogar auf Kosten ihrer eigenen begrenzten Arbeitszeit seinen, wie sich später herausstellt, erlogenen Geburtstag (112ff.).

Doch läuft das Maß über, als Laura ihre Pflicht vernachlässigt. Während sie die Bibel liest, spielen die ihr anvertrauten Kinder auf einem nur mit einer dünnen Eisschicht überfrorenen Teich. Anne, die sie selbst in Sicherheit bringen muß, kann sich nicht mehr beherrschen und entläßt das unglückliche Mädchen auf der Stelle (203). Ähnlich wie Margaret erhält auch Laura eine „letzte Zahlung“. Doch

verfehlt dieses Lösungsgeld hier seine Wirkung. Denn Laura ist durch das Scheitern ihres Versuchs, Annes Liebe zu gewinnen, im Innersten verletzt. Sie glaubt, daß sie nur dadurch Anne doch noch von ihrer Liebe überzeugen und zugleich so vor dem ewigen Verderben bewahren kann, daß sie „jeden Tropfen Blut für sie vergießt“ (209). Wörtlich erfüllt sie diese Absicht. Als Anne am selben Abend mit den Kindern aus der Stadt zurückkehrt, steht das ganze Haus unter Wasser. Rötlich gefärbt tropft es aus den Decken. Der zehnjährige Peter, der seiner Spur nachgeht, findet Lauras Leiche mit zerschnittenen Pulsadern in der überlaufenden Badewanne im zweiten Stock (212).

Gott und Ewigkeit

Dieser entsetzliche Tod treibt Anne in eine Krise. Wie Augustinus („res in tantum cognoscitur, in quantum amatur“) erhoffte sie bisher alles, selbst das tiefere Verständnis ihres Forschungsgegenstands, von der Liebe (69). Nun versteht sie die Welt nicht mehr. Denn sie muß sich fragen: „Wie konnte sie einen Gott lieben, der ein junges Mädchen verbluten ließ, der es sterben ließ mit dem Gedanken, daß es sein Leben hingeben sollte, um jemand anders zu ihm zu bringen? Es war nicht Gott; es war böse. Aber der Gott, an den Laura glaubte, sah zu, wie es geschah. Wenn das sein Werk war, dann war sein Gesicht das Gesicht des Bösen... Der einzige vernünftige Schluß, den man daraus ziehen konnte, war, daß es keinen Gott in der Welt gab. Oder es war Gott, der das Rasiermesser an Lauras Handgelenk hielt“ (224).

Ähnliche Gedanken hatte Anne schon über den Tod eines ihr behilflichen Gemäldesammlers, der sich, „an sein Bett geschnallt“, gegen sein „grausames Geschick“ aufbäumte und mit den Worten starb: „Es gibt keine Gerechtigkeit.“ War die Liebe nur eine „List des Blutes... eine Reflexhandlung?“ fragte sie sich bei diesem Anlaß (174). Doch erst das persönliche Erlebnis mit Laura zerbricht ihre Welt völlig. Zweifel, Schuldgefühle und Hoffnungslosigkeit bedrücken sie.

Auch Christa Wolfs Heldinnen erfahren die Fragwürdigkeit von Gott und Welt durch Leid und Grausamkeit. Rita im „Geteilten Himmel“, die ihre Liebe zu Manfred nicht mit ihrer sozialen Verantwortung vereinen kann, macht einen „unbewußten“ Selbstmordversuch „nicht aus verzweifelter Liebe, sondern aus Verzweiflung darüber, daß Liebe vergänglich ist wie alles und jedes“ (275). Obwohl sie auf weiteres Forschen nach Gott und Ewigkeit verzichtet, kann sie nicht ohne Hoffnung leben und scheint sie am Ende in einer Art Philosophie des Als-ob zu finden: „Das wiegt alles auf: Daß wir uns gewöhnen, ruhig zu schlafen. Daß wir aus dem vollen leben, als gäbe es übergenug von diesem seltsamen Stoff Leben. Als könnte es nie zu Ende gehen“ (288).

Doch schon im „Nachdenken über Christa T.“ erkennt die Heldin das Ungenü-

gen dieser Philosophie, wenn „die immer vor uns hergeschoben[e]... Zukunft“ sich ganz einfach in „Zeit“ verwandelt, „die mit uns vergeht“. Darum klammert sich Christa an den Augenblick. Sie will „jetzt“ voll und „wirklich“ leben (126 f.). Aber ihre Krankheit hindert sie daran. Todesangst, „die Angst vor der Enge“, quält sie. Sie fürchtet das Vergehen ihres Ichs: „Ich will leben und muß sterben. Ich. Das kann nicht nur, es *wird* verlorengehen. Nicht irgendwann, in Jahren, Jahrzehnten – also niemals –, sondern bald. Morgen schon. Jetzt“ (226). Der Tod erscheint erbarmungslos und sinnraubend für sie selbst und ihre Hinterbliebenen.

Dieses Gefühl überwältigt auch die Erzählerin in „Kindheitsmuster“, als sie an ihre unmittelbar nach dem Krieg „massenhaft“ gestorbenen Verwandten und an den vor einem Jahr verschiedenen Dichter Neruda denkt: „Aber du weinst nicht um ihn. Du weinst um alles, was einmal vergessen sein wird – nicht erst nach dir und mit dir zusammen, sondern solange du da bist und von dir selbst. Um das Schwinden der hochgespannten Erwartungen. Um den allmählichen, doch unaufhaltsamen Verlust jener Verzauberung, die Dinge und Menschen bisher gesteigert hat... Die Erdrosselung der heftigsten Wünsche. Das Ersticken ungebändigter Hoffnung. ... Die Dämpfung der Freude..., um den unvermeidlichen Verfall der Sehnsucht“ (351 f.).

In „Kassandra“ schließlich steht die Heldin unmittelbar vor ihrem gewaltsamen Tod. Ihr Nachdenken über den Trojanischen Krieg offenbart im einzelnen die Grausamkeit des Menschen gegen seinen Mitmenschen. Achilles erscheint nicht als Held, sondern als blutrünstiger Sadist, dessen Existenz Kassandra unfassbar ist (74). Äneas mag zwar in einem anderen Land eine bessere Welt bauen, sie selbst und ihre Gefährtinnen werden sie nie sehen. Selbst wenn es ein Jenseits geben sollte – eine Hoffnung, die Kassandra kaum zu hegen wagt –, werden die Menschen einander dort an den erlittenen Schmerzen wiedererkennen (138). Diese getrübbte Hoffnung erinnert an die Situation der armen Leute bei Georg Büchner, dessen Werke Wolf sehr schätzt: Auch im Himmel müssen sie sich noch plagen.

Wie in der Krise Annes ist der Ausblick auf die Ewigkeit bei Christa Wolf durch das Leid und den Schmerz in unserer Welt geprägt. Der Dichter Kleist in „Kein Ort. Nirgends“ drückt dieses Gefühl aus, als er endlich auf eine innere Erlösung, einen Weg „ins Freie“ hoffen darf: „Denn was wir wünschen können, muß doch im Bereich unsrer Kräfte liegen..., oder es ist nicht ein Gott, der die Welt regiert, sondern Satan, und der hat sich in einer irren Laune ein Unwesen erschaffen, dessen Bestimmung es wäre, im Schweiß seines Angesichts sein eignes Unheil an einer Hexenkette aus dem Schoß der Zeit zu ziehn“ (125 f.).

Trotz aller Entmutigung versucht Christa Wolf diese Kette immer wieder zu zerbrechen. Dabei hofft sie nicht auf Gott, sondern auf den Menschen: „Der Mensch ist gut, man muß ihm nur die Möglichkeit dazu geben“ („Himmel“, 180). Diese „Gutartigkeit“ wird als „Arbeitshypothese“ vorausgesetzt („Nachdenken“, 220) und scheint dadurch bestätigt, daß der Mensch ein Gewissen hat, das ihn von

den schlimmsten Unmenschlichkeiten zurückhält. Die dreizehnjährige Nelly, die sich für eine „unbedingte Hingabe für den Führer“ begeistern möchte, hört eine warnende Stimme in ihrem Innern. Weder ein Artikel über den „Lebensborn“ der SS noch eine Geschichte über ein Mädchen, das im Dreißigjährigen Krieg ins Lager der Feinde ging, um sie, „indem sie sich ‚hingab‘“, mit der Pest anzustecken, kann sie zu ähnlichen Taten anspornen. „Das nicht!“ sagt sie sich selbst (262). Cassandra weigert sich aus demselben Grund, in den Plan einzuwilligen, Achilles in eine tödliche Falle zu locken, in der ihre Schwester als Köder dient (126f.).

Offen bekennt die Dichterin ihren Glauben an die moralische Existenz des Menschen gegenüber dem „blanken historischen Determinismus... einiger Marxisten, der in Individuen, Schichten, Klassen, Völkern nur Objekte einer... historischen Gesetzmäßigkeit“ sieht. Für sie bedeutet „Menschlichkeit... niemals, unter keinen Umständen einen anderen zum Mittel für eigene Zwecke zu machen“⁷. Damit bejaht sie die Moralphilosophie Immanuel Kants, dessen kategorischer Imperativ vorschreibt, die Person „niemals bloß als Mittel“ zu brauchen. Marx und Engels dagegen lehnen dieses Prinzip als einen Ausdruck der „ohnmächtigen deutschen Bürger“ ab. Es helfe der Menschheit nicht zu einem wirklichen Fortschritt, da es sich mit „dem bloßen ‚guten Willen‘“ begnüge, „selbst wenn es ohne alles Resultat“ bleibe. Christa Wolf jedoch scheint darauf zu bestehen, den neuen Menschen für die bessere Welt des marxistischen Sozialismus nach diesem moralischen Grundsatz zu bilden.

So befürchtet Rita im „Geteilten Himmel“, daß ein Studienkollege eine ihrer Freundinnen nicht „aus ehrlicher Sorge um die Sache“, sondern aus „Eigennutz“ angezeigt hat, sie also zum Mittel für seine eigenen Zwecke mißbraucht (178). Dieses den wahren Fortschritt störende Verhalten wird von einem der Partei angehörigen Professor vereitelt. Christa T. hält „Gewissen“ in diesem Sinn und „Phantasie... für den Fortbestand der Menschheit unerlässlich“ (219). Kleist verteidigt seine Individualität mit dem Hinweis auf „eine innere Vorschrift in [seiner] Brust“ (86), und im Schicksal Kassandras schließlich symbolisiert die Dichterin das allen Frauen „für dreitausend Jahre“ widerfahrene Unrecht, als „Objekt“ behandelt zu werden (227).

Vielleicht ist es diese nie zu enden scheinende Geschichte der Grausamkeit und Unterdrückung, die zum Zweifel an der Grundthese selbst führt. Kann der Mensch wirklich zu einem besseren Wesen erzogen werden und unsere Welt in „das Land Utopie, in dem es frei, gleich und brüderlich zugehen“ wird („Lesen“, 288), gewandelt werden? Der Chemiker Manfred im „Geteilten Himmel“ leugnet, daß der Mensch „Sozialist“ sein kann; „zwingt man ihn dazu, macht er groteske Verrenkungen, bis er wieder... an der fettesten Krippe“ ist (262). Doch darf man diesem Urteil vielleicht nicht ganz trauen, da Manfred selbst den Anforderungen des „harten, strengen Lebens“ des Sozialismus nicht standhält und in den Westen ausweicht. Die Ansicht des Ingenieurs Lutz hingegen, der in der DDR bleibt,

scheinen wir ernst nehmen zu müssen. Dieser Skeptiker hält den „guten Menschen“ als Massenerscheinung“ für unmöglich (380) und rechnet mit der allen Glauben an den endlosen Fortschritt der Menschheit absurd erscheinen lassenden Möglichkeit der endgültigen Vernichtung unserer Welt in einem „schwarzen Loch“, in dem „weder Raum noch Zeit, nicht einmal die Gesetze der Physik existieren“ (344).

Diese Zweifel offenbaren das qualvolle Dilemma eines „Idealisten“, der sich in ein immanentes System fügen möchte. Karl Marx erkennt klar, daß in Kants Ethik die „Verwirklichung“ des sittlichen Ideals letztlich „im Jenseits“ liegt, und verwirft als Materialist diese Lösung. Christa Wolfs Charaktere scheinen zwar an die moralische Freiheit des Menschen zu glauben, nicht aber einzusehen, daß der kategorische Imperativ über unsere für immer unvollkommene Welt hinausweist und nur dann für jedes Individuum in der langen und blutigen Geschichte der Menschheit Sinn hat, wenn Gott sich seiner in Ewigkeit annimmt.

Anne in „Men and Angels“ dagegen scheint in der Überwindung ihres furchtbaren Zweifels an Gott und Welt dieser Einsicht näherzukommen. Zunächst fühlt sie sich in ihrem Elend von aller Welt verlassen. Als sie zufällig Jane im Wohnzimmer lesend antrifft, ergreift sie von neuem jener „Unwille“ und „Zorn“, mit dem sie sich nach dem Tod Lauras von Gott wandte, da sie annimmt, daß „auch Jane“ das Wesen „verehrt, an dessen Verehrung Laura gestorben war“ (230). – Jane, so weiß sie, ist durch den Einfluß Simone Weils zur Kirche gekommen. – Anne ist jeder religiöse Glaube ein Ärgernis und sie fordert Jane mit der Bemerkung heraus: Laura „hoffte auf Gott für Liebe... Und sie bekam den Tod... Ich nehme an, es ist leichter für dich. Du glaubst an Gott.“ Jane überrascht sie mit der Erklärung: „Nein, es ist viel schwerer für mich. Da ich an einen liebenden Gott glaube, ist es viel schwerer zu verstehen... Dies ist der Gott, den ich fürchte. Das dunkle, grausame Gesicht kann ich nicht verstehen, das zusieht, während seine Kinder leiden“ (230).

Für Jane ist es „am traurigsten“, daß Laura trotz ihrer eifrigen Lektüre der Heiligen Schrift das „Wesen des Evangeliums völlig mißverstand“. Denn sie erkannte nie, daß sie „viel geliebt war“. Aber Jane weiß auch, daß „die Liebe Gottes... dem Menschenherzen nie genügt“. Denn sie „bedeutet einem Menschenherzen nichts, das nach menschlicher Liebe hungert“ (231). Im doppelten Sinn bleibt also die Liebe Gottes ohne die Menschenliebe ein leerer Schall: Wir erfahren die Liebe Gottes zu uns dadurch, daß Menschen uns lieben. Das höchste Gebot Christi umgekehrt mahnt uns, daß wir Gott *und* den Nächsten wie uns selbst lieben müssen.

Annes Zorn wandelt sich nun in Trauer. Sie weint: „Für Laura, für sich selbst, ihre Eltern und ihre Kinder. Für Lauras Eltern, die nicht lieben konnten, für ihr eigenes Herz, das sich dem Schrei nach Liebe verschlossen und verhärtet hatte... Die Menschen waren so schwach... Was sie brauchten war Liebe, und meistens

gab es sie nicht. Es gab sie im Überfluß, und doch konnte man sie nicht herbeirufen. Man gewann sie durch Zufall; es war ein fürchterliches Glücksspiel. Schicksal war ein zu ehrenvoller Name dafür. Wir wurden geboren, und wir wurden der Welt ausgeliefert. Und die Welt hob ihre Peitsche gegen das Kind oder schützte es mit sanften Flügeln, und wartete, wartete immer, mit der Peitsche zuzuschlagen“ (231 f.).

Immer noch weiß Anne nicht, wie wir in dieser so oft lieblosen Welt in Frieden mit Gott und unserem Schicksal leben können. Bei der Trauerfeier für Laura wird der 121. Psalm in der „King-James-Version“ vorgelesen, der im Deutschen vielleicht die Übersetzung Luthers entspricht: „Der Herr behüte dich vor allem Übel, er behüte deine Seele; der Herr behüte deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit.“ Anne ist von der Schönheit der Verse ergriffen. Aber ist es nicht alles „eine Lüge? Wovor war Laura behütet worden? Haß, Wahnsinn, Tod hatten sie schutzlos niedergeschlagen“. Wahr wäre der Psalm nur, wenn er für die Ewigkeit gelte: „Vielleicht war Laura jetzt behütet. Vielleicht behütete jetzt jemand ihren Ausgang, ihren Eingang“ (234).

Dieses Aufleuchten der Möglichkeit einer ewigen Liebe und Gerechtigkeit, die alle Wunden heilt und unsere Seelen bewahrt, läßt Anne immer noch nicht ohne Zweifel. Der Frieden ihres Hauses ist durch den unheimlichen Selbstmord gestört. Ihr Sohn Peter wird nachts von Angstträumen verfolgt, so daß sie ihn wie ein kleines Kind in den Schlaf wiegen muß. Dabei sorgt sie sich um die Zukunft ihrer und aller Kinder in einer Welt des Verbrechens und der Gewalt. Sie hofft zwar, daß das Leid uns besser machen wird, weiß aber auch, daß viele an ihm scheitern und zu bösen „Tieren“ werden, die „mit Verachtung... die Schwächeren töten“ (238).

Doch, so erkennt sie plötzlich, ist das nicht ihr „ganzes Leben“. Ihre Berufsarbeit, eine ihr eigene Welt, die „ihren Verstand schärft und einzigartig macht“, ermöglicht ihr, „erfrischt“ in „die dichte Unterwelt“ ihrer Kinder zurückzukehren und ihnen einen hoffnungsvollen Ausblick aufs Leben zu geben, das „schrecklich“ und „schön“ auf sie wartet. Die Möglichkeit, sich durch ihre Arbeit zu befreien, empfindet Anne als „ungeheure Gnade“ im Sinne des Wortes „mercy“: Ein liebender Gott erbarmt sich seines Geschöpfes. Erst in diesem Bewußtsein kann sie Frieden finden und mit neuer Hoffnung in die Zukunft blicken.

Kreuzwege

So erscheint die Welt in den Werken beider Autorinnen als eine dunkle und zweifelhafte Stätte. Ohne eine Isolierung der Geschlechter zu verlangen, macht Christa Wolf, vor allem in ihrem jüngsten Roman, das männliche Element für diesen Zustand verantwortlich, während Gordon ohne diesen Seitenblick alle Menschen für schwach und gefährdet hält. Beide Dichterinnen bemühen sich

trotzdem um die Möglichkeiten eines erträglicheren Lebens. Die Rolle der Frau steht dabei im Mittelpunkt der Betrachtung. Die Heldinnen Wolfs möchten das Los der Menschheit durch die Erfüllung hoher ethischer Pflichten verbessern, die sich ganz auf diese Welt beschränken, obwohl ihnen deren Grenze schmerzhaft bewußt wird. Gordons Frauen dagegen finden einen neuen Zugang zu Gott und Ewigkeit. Die Mahnung jedoch, die sie als Wahlspruch ihrem jüngsten Roman vorausschickt, unterliegt, so scheint es, auch der Dichtung Christa Wolfs: Ohne die Liebe bleibt alles Reden „mit Menschen- und mit Engelszungen... nur ein tönend Erz oder eine klingende Schelle“.

ANMERKUNGEN

¹ R. A. Stelzmann, Katholizismus und Frauenemanzipation: Die Romane Francine du Blesix Grays and Mary Gordons, in dieser Zschr. 199 (1981) 641–643.

² S. vor allem M. French, Trojan Woman, in: The Women's Book Review, Vol. 2 (Dez. 1984) 13f.

³ New York: Farrar Straus & Giroux 1985.

⁴ Die folgenden Romane sind ins Englische übersetzt: Der geteilte Himmel (1963, 1965 [Übersetzung]); Nachdenken über Christa T. (1968, 1971); Kindheitsmuster (1976, 1980); Kein Ort. Nirgends (1979, 1982); Cassandra (1983, 1984). Mit Ausnahme von Cassandra, von der nur die Übersetzung vorlag, sind die vier jüngsten Romane nach der Ausgabe des Luchterhand-Verlags zitiert.

⁵ Chr. Thomassen, Der lange Weg zu uns selbst: Christa Wolfs Roman „Nachdenken über Christa T.“ als Erfahrung- und Handlungsmuster (Kronberg 1977) 241.

⁶ F. J. Raddatz, Traditionen und Tendenzen: Materialien zur Literatur der DDR (Frankfurt 1972) 386, 388.

⁷ Lesen und Schreiben: Neue Sammlung (Darmstadt 1980) 98, 210.